

## Trümmerfilme

Sind schlechte Zeiten gut fürs Kino? Ein Berliner Kolloquium

1945 konnte man in Oggersheim mit einer Zaunlatte den Kinocintrieb bezahlen. Wertvoller war eine Glühbirne, denn die wurden aus dem Lichtspielhaus oft gestohlen. Im westfälischen Warburg sicherten Naturalien den Stammsitz in der Loge. „Schlechte Zeiten sind gute Zeiten fürs Kino“: Diesen Satz stellte Werner Sudendorf an den Anfang des 27. Kolloquiums der Deutschen Kinemathek mit dem Titel „Vom Trümmerkino zum Zoo Palast. Das deutsche Kino vor sechzig Jahren“.

In Oggersheim und Ludwigshafen zeigte man 1945 französische Filme in der Originalfassung und scheiterte damit ebenso wie die Betreiber des Ost-Berliner „Babyton“, das mit einer russischen Literaturverfilmung ohne Untertitel wieder zu spielen begann. So schnell wollte keiner die Sprache der Sieger lernen. Franzosen wie Sowjets – später griffen auch Amerikaner und Briten in den Fundus – blieb nichts anderes übrig, als die Bevölkerung mit Ufa-Produktionen ins Kino zu locken in der Hoffnung, die von ihnen lizenzierte Wochenschau („Welt im Bild“ im Westen, „Der Augenzeuge“ im Osten) und aufklärende Dokumentarfilme würden die Um-erziehung schon in Gang setzen. „Die Frau meiner Träume“, 1944 von Georg Jacoby mit Marika Röck gedreht, wurde zum Kassenschlager der Reichsmarkzeit.

Die russischen Kulturoffiziere nutzten ihren Standortvorteil und riefen 1946 auf dem weitgehend intakt gebliebenen Babelsberger Ufa-Gelände die Defa ins Leben, bei der Wolfgang Staudte, im Westen kühl abgewiesen, noch im gleichen Jahr „Die Mörder sind unter uns“ drehte. In der britischen Zone gelang Helmut Käutner 1947 mit dem Episodenfilm „In jenen Tagen“ ein respektablem Neubeginn.

Warum sich an diese Zeiten erinnern, mochte mancher der angereisten Kinobetreiber denken, vor allem die jüngeren, die keine Erinnerungen aus dem väterlichen Familienbetrieb beisteuern konnten. Die Antwort liegt in der Umkehrung von Sudendorfs Eingangsthese. In Wahrheit sind schlechte Zeiten auch schlecht fürs Kino, weil sie den Blick verzerren. Wo die Leute nach jedem Strohalm der Ablenkung greifen, hat Filmkunst es schwer.

Zur falschen Zeit ins Kino gekommen zu sein, dieses bittere Schicksal erfuhr 1948 Arthur Brauner zweite eigene Produktion „Moritur“ unter der Regie von Eugen York. Fast keine Filmgeschichte nennt heute diesen mutigen Versuch, das Grauen der Konzentrationslager ins Bild zu setzen. Es ist die Geschichte einer Handvoll Häftlinge aus verschiedenen Ländern, die im Jahr 1944, angeführt von einem polnischen Arzt, aus dem Lager ausbrechen und in einem von Frauen, Alten und Kindern eingerichteten Waldversteck fast an Hunger sterben, bis das Nahen der Roten Armee sie erlöst. „Moritur“, so grüßten die dem Tod geweihten Gladiatoren die Cäsaren, und so grüßten nun in dieser etwas märchenhaften Spielhandlung die Verfolgten von gestern die Überlebenden der Nachkriegszeit. In einer Buñuels würdigen Szene suchen die vom Wein aus einer Wehrmachtstube trunkenen Elenen in einem wüsten Tanz Vergessen.

Mit Pfiffen und Toben zwang das Publikum damals die Kinobetreiber, den Film abzusetzen. Im Osten gelangte „Moritur“, obwohl mit Unterstützung der Defa gedreht, gar nicht erst auf den Spielplan. Der Film passte nicht ins ideologische Konzept. Arthur Brauner zog die Konsequenz und produzierte fortan vorwiegend Unterhaltungsfilm. HANS-JÖRG ROTHER

### Der letzte Satz

„Du spielst, wie du leben sollst.“

„Glück im Spiel“, Curtis Hanson 2007.



Wer sich in die Wüste begibt, sollte möglichst die befahrenen Pisten nicht verlassen: Marie Zielcke und Matthias Schweighöfer in „Fata Morgana“ von Simon Groß

Foto: Filmfest

## Reich mir doch mal die Butter, Schatz!

Das Münchner Filmfest zeigt neue deutsche Kinofilme, in denen wieder einmal viel Depression am Werk ist

Am Eröffnungsabend gab es eine Szene am Rande, die von der lokalen Boulevardpresse gleich zum „Chaos-Auftakt“ hochgeschrieben wurde, obwohl sie mitnichten für Unruhe sorgte. Der alte Kämpfer Klaus Lemke stand da mit seinem Hauptdarsteller-Pärchen und drei handbemalten Pappkartons im Foyer des Mathäser-Kinos und protestierte im Guerrilla-Stil gegen die Ablehnung seines neuesten Films „Finale“. Es sei ein „Anti-Söhne-Wortmann-Film“, stand da zu lesen, und es gehe um Fußball und Sex, also „nix Kliensmann-Gelaber“ – wobei schon die falsch geschriebenen Namen von der fröhlichen Anarchie des Unternehmens zeugten. Lemke forderte, Festival-Chef Ströhl müsse gehen, der reagierte aber eher gelassen, und so verhaltete die Aktion, so dass schon beim Empfang danach keiner mehr darüber sprach.

Was daran verwundert, ist der Umstand, dass man einen Filmemacher, der gerade allerorten wiederentdeckt wird, beim Filmfest links liegen lässt, obwohl man dort um jede Art von Profilierung froh sein müsste. Und ohne „Finale“ gesehen

zu haben, darf man mal vermuten, dass darin genau jene Art von Lebenslust am Werk ist, die den meisten anderen deutschen Filmen vollständig abgeht. Nach Sichtung des guten Dutzends Filme, die in der einen oder anderen Weise für den Förderpreis Deutscher Film nominiert sind, steht man am Rand der Atemnot. Überall ist Tristesse am Werk, hinter jeder Fassade haust der Verfall, und niemand ist ohne Schuld. Da versteht man dann fast schon, woher Marcus H. Rosenmüllers Erfolg herührt, der in „Beste Zeit“ zwar wieder mit der Kamera ohne Sinn und Verstand durch sein jugendbewegtes Bauerntheater kurvt, aber seine Geschichte vom verzögerten Aufbruch eines Mädchens aus seinem Dorf wenigstens mit einer Lebenszugehörigkeit erzählt, bei der einfach normale Menschen mehr oder minder normale Probleme haben.

Sonst hingegen regiert eher das Pathologische. In Jan Bonnys „Gegenüber“ schlägt eine Frau zwanghaft immer wieder ihren Mann, in Felix Randaus „Anruferrin“ ruft eine junge Frau mit verstellter Kinderstimme wildfremde Leute an und

sucht bei ihnen Zuwendung. Wo einerseits die Filme offengehalten sind, indem einfache Erklärungen für das Verhalten verweigert werden, da sind die Zeichnungen von Milieu und Beziehungen von einer depressierenden Vorhersehbarkeit, die den Schauspielern den Boden unter den Füßen wegzieht. Man möchte mal einen deutschen Film sehen, in dem nicht schon das familiäre Frühstück Sinnbild ist für Sprachlosigkeit und alles, was in der Gesellschaft sonst noch schief läuft. So versucht das deutsche Kino seine Mittelmäßigkeit zu bekämpfen, indem es dem Mittelmaß einen pathologischen Befund ausstellt. Oder es sucht, wie in Tom Zenkers „Der blinde Fleck“ oder Niels Lauperts „Sieben Tage Sonntag“, Fallhöhe, indem es die Beziehungen in Gewalttaten implodieren lässt.

Aber womöglich gibt es beim Betrachten des eigenen Landes ja einen blinden Fleck, und man muss nur von außen auf all diese Filme blicken, um ihren Reiz zu erkennen. „Gegenüber“ lief genauso in Cannes wie „Am Ende kommen Touristen“, Robert Thalheims zähflüssige Geschichte eines Zivildienstleistenden in der

Begegnungsstätte Auschwitz. Und „Frei nach Plan“ hat sogar gerade in Shanghai einen Preis gewonnen, dabei ist die Geschichte dreier ungleicher Schwestern (Dagmar Manzel, Corinna Harfouch und Kirsten Block), die zum Geburtstag der Mutter zusammenkommen, von jener bitteren Kamerarfraue Bella Halben zeigen in „Autistic Disco“ vor Alpenpanorama wieder mal, wie kraftvoll man Ausweglosigkeit und Depression inszenieren kann. Und Pia Marais überrascht in „Die Unerzogenen“ mit dem Porträt eines Mädchens, das zwischen Späthippies und Drogendeals aufwächst und um Normalität kämpft. Da weiß man endlich mal nicht schon mit jeder Einstellung, was die nächste bringen wird, da sind jene Freiheit und Neugier am Werk, die im Übrigen auch Lemke immer ausgezeichnet haben.

MICHAEL ALTHEN

### Filmbuch

#### Regie: Elia Kazan

Es gibt nicht viele Leute, die „America America“ (Die Unbezwingbaren) von 1963 für den besten Film Elia Kazans halten, und wenn man die Drehbucherzählung zum Film liest, erschließt sich schnell, warum nicht. Weitschweifig wird da mit einigen sentimental und folkloristisch-humoristischen Volten zur Legende hochgestimmt, was als etwas kleiner gehaltene Geschichte eines Einwanderers viel effektiver gewesen wäre. Doch dem Regisseur ist der Film, der aus dieser Erzählung wurde, sein liebster, und wie er das im Gespräch mit Jeff Young erklärt, hat es dann doch einige Überzeugungskraft: Weil er die autobiographischen Linien betont, etwa im Heranwachsen eines jungen Mannes unter Herausforderungen, die seine Kraft eigentlich übersteigen, weil er seine Figuren, vor allem die Hauptfigur Stavros, so über alles liebt, und weil er die Beschränkungen so

deutlich sieht, die ihm die Entscheidung auferlegte, mit einem Amateur als Hauptdarsteller zu drehen. „America America“, mit dem Kniefall auf dem endlich erreichten Boden der Neuen Welt, bei dem Stavros gleichzeitig entdeckt, wie ein paar Scheine unterm Tisch die Hände wechseln, ist eine Ergänzung zum lebendigen Bild seines Autors und dessen Mythendbildung im eigenen Werdegang, wie er es in seiner Autobiographie „A Life“ entworfen hat – die fast zwanzig Jahre nach Erscheinen immer noch nicht auf Deutsch vorliegt.

„America America“ ist in „Elia Kazan. Filmarbeit“ nicht zum ersten Mal auf Deutsch zugänglich. Nicht nur deshalb sind es vor allem die beiden langen Gespräche zwischen dem Regisseur und Jeff Young aus den frühen siebziger Jahren, die das Buch bemerkenswert machen, und von diesen wiederum vor allem das zweite. In ihm spielt „America America“ dann keine Rolle mehr, sondern in erster Linie „Die Faust im Nacken“ aus dem Jahr 1954. Es ist ein Gespräch in der Tradition des Truffaut-Hitchcock-Buchs,

das sehr detailliert Auskunft gibt über die Arbeitsweise Kazans. Allerdings werden auch die Vorbehalte des Interviewers gegen Kazan wegen seiner Aussage in McCarthys HUAC-Anhörungen deutlich. So ist es teilweise ein Streitgespräch, und beide sind immer auf der Hut voreinander. Dadurch entsteht eine Lebendigkeit, in der das Gespräch nie in eitle Fachsimpelei abgleitet, sondern immer ganz nah an der Bedeutung einzelner Szenen, Regie- und Besetzungsentscheidungen bleibt.

Vor allem die Passagen über Marlon Brando sind herzerweichend. Natürlich war er die ideale Besetzung des nicht sehr intelligenten Hafendarbeiters Terry Malloy, der sich nach dem Mord an seinem Bruder gegen den Mafiaboss stellt, der die Hafengewerkschaft beherrscht. Es ist eine ambivalente Rolle, ein Held, der sich wandelt. Kazan beschreibt das so: „Brando war genauso. Er schämte sich so sehr – Gott weiß, warum. Er hatte die Fähigkeit, einen inneren Konflikt nach außen sichtbar zu machen.“ Und dann sagt er, dass der andere Schauspieler, der das

überzeugend konnte, Frank Sinatra war. Und vor dem Auge des Lesers entsteht plötzlich ein ganz anderer Film. „Die Faust im Nacken“ mit dem zierlichen Sinatra, der vielleicht doch nicht zum Ausdruck des ganz großen Schmerzes fähig gewesen wäre, den wir in Brando in diesem Film sehen, und nicht nur dort. Wenn Kazan dann beschreibt, wie er mit Objekten umgeht, wie er den Darstellern in schwierigen Szenen für die Hände etwas zu tun gibt, Brando etwa mit einer Stange die Tauben auf dem Dach dirigieren lässt und ihn damit erst einmal unzugänglich macht für ein Gespräch mit seiner Freundin, die ihm gefolgt ist, dann versteht man, warum nicht nur Brando, sondern zahlreiche andere Schauspieler diesem Regisseur große Karrieren verdanken.

VERENA LUEKEN

Elia Kazan: Filmarbeit. Amerika Amerika (Eine Filmberichterstattung) und zwei Gespräche über Schreiben, Regieführen und Schauspiel im Film. Mit einem Vorwort von Fatih Akin. Alexander Verlag Berlin. 296 S., Abb., 17,50 €.

### Ein neuer Typ Kinoschurke

## Die coolsten Killer kommen aus Paris

Ein Gespenst geht um im Hollywood-Kino. Es trägt ein Präzisionsgewehr mit Zielfernrohr und spricht Französisch ohne Akzent, es ruft: „Ah, merde, il est échappé!“ in sein Funkmikrofon und raucht, wenn wir nicht hinschauen, importierte Gauloises ohne Filter. Im Ernst: Nicht nur in „Stirb langsam 4.0“, auch in mittleren Action-Produktionen wie Lee Tamahoris „Next“, der in ein paar Wochen ins Kino kommt, sind die Schurken der unteren Kommandoebene fast alle Franzosen. Gut, der Großbösewicht und eigentliche Gegenspieler von Bruce Willis ist Amerikaner, und in „Next“ darf Thomas Kretschmann als Atombombenleger Mr. Smith seine martialische Miene spazierenführen; aber seine *hired guns*, seine Exekutivschergen, sprechen, genauso wie die Todesschwadronen Timothy Olyphants in „Stirb langsam“, die Sprache von Voltaire und Jack Lang.

Sollte das eine neue Phase im Kampf der Kulturen sein? Uns kommt ein furchtbarer Verdacht: Schließlich hat jedes größere Studioprojekt eine Vorlaufzeit von drei, vier Jahren. Und vor genau vier Jahren, im Frühling 2003, als amerikanische Panzer und Kampfbomber zum letzten Schlag gegen den Superbösewicht Saddam Hussein ausholten, war der patriotische Teil Hollywoods gerade besonders sauer auf die Franzosen, die partout nicht in der „Koalition der Willigen“ mitrun wollten. Ein Rotwein-Boycott wurde ausgerufen, die halbe Academy verzichtete demonstrativ auf Camembert (der Rest isst sowieso keinen Käse), und in den Hirnen trendbewusster Drehbuchautoren reiften, wie sich jetzt zeigt, furchtbare Pläne.

Stellen wir uns eine Skript-Konferenz in einem typischen Produzentenbüro vor, im Spätherbst 2003. „Jungs, wir müssen den Bösen in der Story endlich eine Adresse geben. Es können nicht alles Amerikaner sein, das wäre Nestbeschmutzung.“ – „Wie wär's mit Arabern?“ – „Vergiss es. Wir haben schon genug Ärger mit denen. Außerdem befreien wir sie ja gerade.“ – „Vielleicht Russen?“ – „No way. Die hatten wir fünfzig Jahre lang. Die sind durch.“ – „Dann Deutsche!“ – „Nazis? Die kann ich seit „Indiana Jones 3“ einfach nicht mehr sehen.“ – „Nehmen wir doch Polen oder Tschechen.“ – „Spinnst du? Das sind Freunde, die gehören zur Koalition der Willigen!“ – „Habt ihr schon mal an Franzosen gedacht?“ – „Das ist es. Froschfresser! Old Europe! Ich hasse diese Typen. Und lasst sie ruhig Französisch reden, das versteht kein Mensch, aber jeder begreift, dass sie was gegen Amerika aushecken. Habt ihr vielleicht jemanden in der Kartei, der aussieht wie dieser Oberfranzose, dieser Chirac?“

Und so begann der transatlantische Bilderkrieg. Freuen wir uns auf den Gegenschlag aus Paris! Kann vielleicht irgendjemand kurz Luc Besson anrufen? kil

### Neu im Kino

**Stirb langsam 4.0:** Nach zwölf Jahren ist Bruce Willis als John McClane immer noch schießsicher (F.A.Z. von gestern).

**Glück im Spiel:** Spielerfilm von Curtis Hanson mit Eric Bana, Robert Duvall und Drew Barrymore (Kritik Seite 35).

**Die Töchter des chinesischen Gärtners:** Eine junge Botanik-Studentin verliebt sich in die Tochter ihres Professors. Und das in China vor hundert Jahren.

**Traders' Dream:** Der Dokumentarfilm von Stefan Tolz und Marcus Vetter erzählt fünf Geschichten aus der ebay-Welt.

**Zizek!** Dokumentation von Astra Taylor über den exzentrischen Slowenen.

### Aktuell im Kino

**DER SOMMERHIT IM KINO!**

ICH KOMM' AUS KREUZBERG, DU MUSCHI!

REVERSE ANGLE PICTURES PRÄSENTIERT

**PRINZESSINNENBAD**

EIN FILM VON BETTINA BLÜMNER WWW.PRINZESSINNENBAD.DE

**CINEMAGNIT** Die Megaleinwand in Frankfurt

DIGITAL 3D Projektion

Direkt auf der Zeit

www.cinemagnit.de

Zeil 1129-114, 60313 Frankfurt, 069 20978889

**dunkelblau fastschwarz**

Ein Film von DANIEL SANCHEZ AREVALO

Jetzt im Kino

Die bundesweite Rubrik für Filme, Kino und Premieren.

Am Donnerstag in der F.A.Z. und am Sonntag in der Sonntagszeitung.

Telefon (069) 75 91-15 95

Frankfurter Allgemeine ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Berlin	Hamburg	Ruhrgebiet	Düsseldorf	Köln
Cinema Paris, FAF, Kulturbrauerei, Neues Off	Holi, 3001		Bambi	Filmpalette, Odeon
Bonn	Dresden	Frankfurt	Stuttgart	München
	Schauburg, Programm kino Ost Leipzig: Passage	E-Kinos	Delphi	
Berlin	Hamburg	Ruhrgebiet	Düsseldorf	Köln
Babylon Kreuzberg, Hackesche Höfe, Filmtheater am Friedrichshain, Broadway, Neue Kant Kinos, Yorck, Moviemonto	Zeise Hannover: Kino im Sprengel	Aachen: Apollo		Münster: Cinema
Bonn	Dresden	Frankfurt	Stuttgart	München
	Schauburg Leipzig: Passage	Darmstadt: Rex Mainz: Capitol	Karlsruhe: Schauburg Freiburg: Kandelhof	City, Monopol Würzburg: Corso

Die hier angegebenen Kinos sind eine Auswahl aus dem laufenden Kinoprogramm. Alle Angaben ohne Gewähr.